

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 121.

Dienstag, 12. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

14

Zuerst saßen alle etwas erstarrt. Der eine glaubte an einen Witz, den Guillomet mit ihnen machte, der andere an einen schlechten Scherz. Tarasi verzog keine Miene, aber seine Augen waren auf den Franzosen gerichtet, der bleich geworden war und immerfort in seine Muschel starrte. Dann drehte er sie um, aber die Perle kam nicht zum Vorschein. Da erst begriffen alle, daß irgend etwas geschehen war.

„Die Perle kann nicht verschwunden sein“, jagte Rabinowitsch, „wir sind doch keine Zauberkünstler!“

„Aber wo soll sie denn sein?“, fragte Stanley Glen und sprach damit die Frage aus, die alle auf der Zunge hatten.

„Jedenfalls war sie nicht in meiner Muschel“, sagte Guillomet und legte seine Schale wieder auf das Tablett. — „In meiner auch nicht“, meinte Cook.

„Wir haben ja alle ganz genau aufgepaßt“, sagte Herr vom Berg, „schon aus lauter Interesse, wer sie bekommen würde. Sie war in keiner Muschel, das habe ich ganz genau gesehen.“

„Aber wir haben sie doch hineingelegt!“

„Die Herren überzeugten sich selbst, daß ich sie hineingelegt und daß sie in einer der Schalen enthalten war“, sagte Tarasi, und seine Stimme klang heller und etwas erregter als sonst. — „Natürlich haben wir das gesehen“, bestätigte Stefan. — „Vielleicht ist sie unter den Tisch gefallen“, meinte Mr. Edding.

„Auf welche Weise und wann?“

Rabinowitsch sprach ganz ruhig. Und keiner machte Anstalten, unter dem Tisch nachzusehen, weil jeder wußte, daß es zwecklos sei.

„Dann ist sie eben vorher herausgenommen worden“, sagte Berg hart und kalt.

Ihm war die Sache gleichgültig. Er hatte die Perle nicht bekommen, mochten die anderen sehen, wo sie hingekommen war. Seine Worte waren ein refühlicher Zunder, denn in ihnen lag der versteckte Vorwurf des Diebstahls gegen einen der Anwesenden. Von den Dienern hatte keiner das Zimmer betreten.

In diesem Moment, als jeder der Anwesenden den ausbrechenden Skandal kommen sah, rettete Tarasi die Situation.

„Meine Herren“, sagte er und zwang seine Züge zu einem Lächeln, „ich sehe, es hat sich jemand unter uns — mich eingeschlossen — einen Scherz erlaubt. Jemand unter uns — mich eingeschlossen — hat die Perle, als er sie in seiner Muschel entdeckte, rasch herausgenommen, versteckt und den anderen die leere Schale gezeigt. Er wollte den anderen keine Enttäuschung bereiten und hat es gutgemeint. Wir wollen ihn nicht zwingen, die Perle vorzuzeigen, da niemand geschädigt wurde, denn wir alle haben ja eine leere Muschel gezogen.“

Die einzige Lösung, dachte vom Berg. Der Indier ist schlau und taktvoll und weiß sehr geschickt zu umschreiben, daß ja auch die Perle gestohlen sein kann, ehe das Tablett auf den Tisch gestellt ward, daß wir also nur leere Auster vor uns haben und alle eine lächerliche Komödie mitgemacht haben. Die anderen mochten einen ähnlichen Eindruck haben, denn plötzlich brachen

alle auf, und man verließ das Haus hastiger, als man es betreten hatte. Tarasi blieb der lebenswürdige, aufmerksame Wirt, bis sich die Tür hinter dem letzten geschlossen hatte.

Draußen verabchiedeten sich die Herren etwas steif und förmlich voneinander, die ganze Laune war verflogen, gedrückte Stimmung herrschte vor. Jeder hatte das Gefühl: unter uns ist ein Dieb, denn an die von Tarasi angebotene Möglichkeit glaubte keiner. Als sie sich trennten, sagte Mr. Edding:

„Ach, Herr Domscheid, würden Sie mir noch einmal den Bon zeigen, den Ihnen Tarasi gab. Da steht doch seine Unterschrift drauf.“ — „Sind Sie Chiromant?“, fragte Guillomet. — „Ein wenig, Monsieur, ich möchte nur einen Blick darauf werfen.“ — „Ganz werde ich ja auch den Verdacht nicht gegen ihn los“, meinte Glen. — „Warum plädierte er für den Besitzer der Perle? Hätte er es nicht getan, wir würden eine Leibesvisitation vorgenommen haben.“

„Unsinn“, sagte Herr vom Berg, „wenn einer die Perle gestohlen hat, dann hat er sie rechtzeitig beiseite geschafft.“

„Wer soll in einem fremden Hause etwas beiseite schaffen, wenn nicht...“

„Bitte, keine Verdächtigungen, meine Herren“, mahnte Mr. Edding und nahm die Visitenkarte Tarasis, die ihm Stefan reichte, in die Hand.

Dunkle Wolken trübten den Himmel, aber die Straßenbeleuchtung durch einige Bogenlampen genügte, um zu erkennen, daß die Unterschrift flott geschrieben war von einer ausgeschriebenen Hand. Die Schriftzüge waren nicht unsympathisch, aber Edding erklärte, die Unterschrift sei zu rasch und übereilt geleistet, als daß sich Wesentliches herauslesen lasse.

„Immerhin sehr interessant“, meinte der Engländer und gab die Karte zurück, die Stefan wieder einsteckte. — Aber Edding sagte nicht, was so interessant an den Schriftzügen des Inders sei, bedankte sich nur bei Domscheid und ging. Man hatte verschiedene Wege, und Stefan, der mit Bill zusammen ging, wollte noch nicht nach Hause. Er hielt Rabinowitsch fest und bat ihn, ein Stück mitzukommen.

„Ich kann nicht schlafen, Doktor“, sagte Stefan, „und möchte Sie noch sprechen.“

„Bin einverstanden“, antwortete der Pole, „gehen wir in ein stilles Café. Irgendwo werden wir noch einen Kellner finden, der uns irgendwas verabreicht.“

Bill ging natürlich mit, und bald landeten die drei in einem Restaurant, das einen Kaffeealon unterhielt, wo sie eine leere Nische fanden. Oben vom Tanzsaal, der trotz der frühen Morgenstunde überfüllt war, drang leise Musik zu ihnen, die nicht störend wirkte.

„Drei Kaffee!“, rief Rabinowitsch dem Kellner entgegen, um ihn rasch wieder loszuwerden.

„Und nun, lieber Mr. Domscheid, was haben Sie auf dem Herzen?“

„Ich bin ganz niedergeschlagen. Diese ewigen Aufregungen reiben mich noch ganz auf. Erst die Pokerpartie, bei der man mir falsche Karten hinlegte, was mir wahrscheinlich keiner glaubt, und jetzt die Geschichte mit der Perle.“

„Warum regst dich das so auf?“, fragte Bill. „Das geht uns doch genau soviel an wie dich!“

„Das meine ich auch“, sagte Rabinowitsch. „Jeder von uns kann die Perle gestohlen haben, Sie wie ich. Da müßte ich mich genau so aufregen, und tue es doch nicht.“

„Sie glauben, daß die Perle gestohlen wurde?“, fragte Stefan. — „Wo, meinen Sie, könnte sie sonst sein?“ — „Sie könnte doch auch...“ — „Nein, sie könnte nicht. Sie ist gestohlen, verlassen Sie sich drauf. Was Tarasi sagte in seiner Schlussrede, das mag gutgemeint gewesen sein, aber es war heller Unsinn, falls es ernst gemeint war. Natürlich war die Perle schon fort, als Tarasi das Tablett auf den Tisch stellte.“

„Dieser Ansicht bin ich auch“, pflichtete Bill bei.

„Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Wir haben alle so gut aufgepaßt, als einer nach dem andern seine Auster wählte, daß hierbei keinem ein noch so geschickter Kunstgriff geglückt sein kann.“

„Schrecklich! Ein Dieb unter uns! Aber wer?“

„Das ist die Frage, die niemand beantworten kann, bis eines Tages die Perle wieder auftauchen wird.“

„Sie meinen?“

„Glauben Sie, daß jemand ein solches Stück in ein Fach verschließt? Vielleicht braucht er Geld und verkauft sie.“

„Von den Leuten heute Abend braucht keiner Geld“, sagte Stefan.

„Ich zum Beispiel“, lachte Cook.

Bill war aus einer verarmten Familie und lebte von einer recht bescheidenen Rente.

„Aber du stiehst keine Perlen.“

„Kannst du das wissen?“

„Mr. Cook paßt die Sache richtig an“, sagte der Rechtsanwalt.

„Da steckt nämlich das Problem. Von den acht Herren möchte ich keinem einen Diebstahl zutrauen, und doch muß es einer gewesen sein. Wenn man Detektiv spielen will, darf man keine Vorurteile haben. Leider kann ich in dieser Sache nichts tun, weil ich selber belastet bin. Denn: wissen Sie beide — Hand aufs Herz — wirklich, ob nicht ich die Perle genommen habe?“ —

„Sie können aber Ihre Ansicht äußern, und die möchten wir gern hören.“

„Ich sagte vorhin, daß wahrscheinlich die Perle eines Tages wieder aus Tageslicht kommen wird. Man muß ja nicht unbedingt an pekuniäre Dinge denken, es gibt ja noch andere Motive.“

„Welche?“

„Es könnte jemand verliebt sein und die Perle seiner Angebeteten schenken wollen.“

Stefan und Bill warfen sich einen raschen Blick zu, beide hatten einen Moment den gleichen Gedanken: Dann könnte man ja auch uns für die Täter halten.

„Ich glaube nicht, daß man die Perle wiedererkennen wird“, meinte Stefan.

„Sie denken, es gibt viele schöne Perlen. Das ist richtig, aber es gibt nicht viele schöne Perlen wie diese. Sicher ist es die schönste, die größte, die je in einer Auster gefunden wurde. Ich verstehe etwas von Perlen. Aber wir können ja im Moment nichts tun, wir müssen abwarten. Vielleicht ereignet sich bald etwas, das uns auf die richtige Spur bringt. Das Schlimme ist ja, daß wir niemals mit Sicherheit die Theorie widerlegen können, die Perle sei auf die Erde gefallen.“

„Möglich ist es natürlich auch, obwohl niemand daran glaubt. In diesem Falle sehen wir sie natürlich nie wieder.“

„Warum?“

„Weil Tarasi sie ins Meer werfen oder verstecken wird. Soll er morgen uns erzählen, sein Diener habe sie auf dem Teppich oder unter dem Schrank aufgefunden? Damit jeder glaubt, er habe sie wirklich entwendet und dann aber Gewissensbisse bekommen?“ —

„Da haben Sie recht.“

„Aber um von etwas anderem zu reden. Ich sprach, als Sie spielten, längere Zeit mit Herrn vom Berg über Ihre seltsame Poterpartie, und ich bin der Ansicht, daß es sich um keine pekuniäre Angelegenheit handelt, sondern, daß jemand, der Ihnen nicht wohl will, die Sache in Szene gesetzt hat, um Sie in ein schlechtes Licht zu rücken. Haben Sie irgendeinen Feind?“

„Nein“, sagte Stefan.

„Wie ich höre, bemüht sich Tarasi um Ihr Fräulein Schwester.“

„Das ist wohl ein aussichtsloses Beginnen“, meinte Stefan. „Eliza wird niemals einen Anderen heiraten.“

„Vielleicht glaubt aber Tarasi, daß Sie seinen Bewerbungen entgegenarbeiten und daß Ihre Schwester deshalb unnahbar sei.“

„Mag er's glauben.“

„Dann würde er nicht gut auf Sie zu sprechen sein.“

„Ach so! Sie meinen, daß Tarasi...?“

„Ich meiner gar nichts, ich denke nur. Jedenfalls wäre ich dankbar, wenn Sie mir sagten, ob Sie glauben, daß Tarasi heute Abend absichtlich einen so hohen Betrag an Sie verloren hat?“

„Das fiel mir auf“, warf Cook dazwischen, „er spielte auffallend leichtsinnig und ging immer sehr hoch mit, wenn du stark engagiert warst.“

„Unsinn“, meinte Stefan, „er hatte eben Pech, er hat ja fast immer Pech.“

„Lassen wir das“, sagte Rabinowitsch und winkte dem Kellner, um zu zahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Silbermöwen.

Aus dem flimmernden Meeresesimmer
Spirten Silbermöwen in die Luft,
Ihre Schwingen fächeln im Glimmer,
Greifen schneidend ein in Gischt und Blust.

Triumphierende Leiber glänzen
Rein und hart vor dem Zischen der Flut,
Gleiten schwirrend, wiegend zu Tänzen,
Spielen wirbelnd hin durch Sturm und Wut.

Bergeschüttet im Pfiff der Bogen,
Branden sie hellkreischend aus der See.
Wie die Wolken kommen geflogen,
Wehn sie fort in Schaum und Glanz, tief, jäh...

Richard Gerlach.

Der Prinz von Wales

(Später König Eduard VII.)

Von Yvette Guilbert.

Zur Zeit, als ich in der Scala sang, wurde eines Abends am Telephon dringend Fräulein Yvette Guilbert verlangt. Ich stand gerade auf der Bühne und schickte meine Jose in das Zimmer des Direktors, wo der Apparat sich befand. Das Hotel Bristol fragte an, ob ich in zwei Tagen nach Cannes kommen könne, um dort in einer Gesellschaft zu singen. Ich ließ antworten, ich sänge jeden Abend in der Scala, könne jetzt Paris nicht verlassen und meine Vorstellungen unterbrechen.

Eine halbe Stunde später wird wieder angellingselt, und diesmal geht mein Direktor, Herr Marchand, an das Telephon; man bittet mich dringend, das Unmögliche möglich zu machen und nach Cannes zu kommen; man werde zahlen, was ich verlange usw. usw. Mein Direktor wurde über diese Zumutung nervös, er sah seine Einkünfte bedroht und erwiderte kurz und trocken, man sollte in der Gesellschaft doch wissen, daß eine Künstlerin ihre Verpflichtungen einzuhalten hat. Nun erhob sich eine heftige Diskussion zwischen dem Bristol und der Scala. Das Bristol ließ nicht locker, die Scala schickte noch einmal nach mir. Ich war gerade mit meinen Liebern fertig und kam ans Telephon, nervös und gereizt über eine solche Ausdringlichkeit, die meinen Direktor wütend machte.

„Wer ist denn eigentlich der Ignorant, der nicht einsehen will, daß eine Künstlerin, die in Paris auftritt, Paris nicht verlassen kann?“

Bristol antwortete: „Der Ignorant ist mein Gast, eine Amerikanerin, Mrs. Edgen Coelett!“ — „Kann ich nicht!“ erwiderte

ich lakonisch; und als dann Bristol immer noch nicht nachgab, schrie ich wütend: „Aber, mein Herr, ich habe doch wohl das Recht, mich in meinen Gewohnheiten nicht stören zu lassen, wenn es mir nicht paßt!“

Da joustierte mir mein Direktor, der neben mir saß: „Nennen Sie doch eine Summe, die dem Gespräch sofort ein Ende macht.“ — „Wieviel?“ — „15000 Franken!“ — Ich krümmte mich vor Lachen und rief ins Telephon: „Nur für 15000 Franken würde ich mich von Paris wegrühren.“ — Bristol antwortete prompt: „15000 Franken, abgemacht!“

Da saßen wir nun, mein Direktor und ich, wir waren wie vor den Kopf geschlagen ... Dann, nach einer stummen Pause, sagte ich, ohne mich weiter um den Direktor zu kümmern, nach dem Hörer und rief ins Telephon: „Abgemacht, kommen Sie morgen zu mir, 30 rue Saint Lazare, die Einzelheiten der Reise zu regeln.“

Am nächsten Morgen kam „Bristol“ zu mir und erklärte, sein Gast, die Millionärin Mrs. Ogden Goelet, verbringe den Winter in Cannes und habe dort den Prinzen von Wales zu Besuch; auf ihre Frage, welche Künstler er nach dem Diner zu hören wünsche, habe der Prinz Yvette Guilbert verlangt, die er noch nicht kannte.

Ich traf in Cannes mit einem schrecklichen Rheumatismus ein und fürchtete, am Abend bei Mrs. Goelet nicht auftreten zu können. Aber meine Energie und Willenskraft wirkten Wunder: Am zehn Uhr war ich in der Villa.

Man saß noch beim Diner. Ich wurde zusammen mit zwei jungen Künstlerinnen von der Comedie Francaise, deren Namen ich vergessen habe, in einen kleinen Salon geführt. Plötzlich ging die Tür auf: Mrs. Goelet begrüßte mich und bat, ich möchte mit Rücksicht auf den „fürstlichen Rang“ ihres Gastes, des künftigen Königs von England, unter meinen Chansons die auswählen, die am wenigsten „gewagt“ seien (wie sie es nannte.) Dann erhoben sich die Gäste von Tisch und ließen zunächst den Prinzen in den kleinen Salon zu den Künstlern treten. Seine Augen suchten zu erraten, wer von uns Yvette Guilbert sei. Ich beobachtete mit Vergnügen, wie distret und doch deutlich er das machte ... Jetzt ging er geradewegs auf eine junge Frau in rotem Kleid mit üppigen Rosen im Haar zu ... sie erwiderte auf seine Frage, Yvette Guilbert sei das hochgewachsene, einfach gekleidete junge Mädchen in weißer Seide mit schwarzen Handschuhen.

Er war sichtlich überrascht. Ehrfurchtsvoll verneigte ich mich und nahm die Hand, die er mir reichte. Einen Augenblick musterte er mich und sagte dann: „Ihre Distinktion, mein Fräulein, ... ist so gut wie Berühmtheit“, und damit wandte er sich zu den andern. Begreiflicherweise war ich von diesem Empfang sehr erfreut.

Rusik eröffnete die Vorstellung. Hinter mir hörte ich zwei Amerikanerinnen die Marquise Gallifet, Gattin des berühmten Generals nach allen Regeln „zerplüden“. Und als sie mit ihr fertig waren, wurde die Fürstin Sagan vorgenommen.

Nun sollte ich singen. Ich erhob mich und ging ans Klavier; der Prinz von Wales folgte mir und nahm in meiner Nähe Platz.

Mit liebenswürdigem Lächeln hörte er meine ersten „ausgesuchten“ Lieder an; dann erhob er sich plötzlich, begab sich zu Mrs. Goelet und flüsterte ihr ins Ohr. Sie kam zu mir und sagte: „Der Prinz hat von Ihrem Chanson „Der Fialer“ gehört, er wird Ihnen übrigens selbst sagen ...“ und dann nahm er mich auch schon am Arm und sagte freundlich und so leise, daß es die andern nicht hören konnten: „Mein liebes Fräulein Guilbert, warum lassen Sie mich nicht Ihre Montmartre-Chansons hören? Ich habe soviel gelesen über die Art, wie Sie den Geist des Chat-Noir zum Ausdruck bringen.“

„Hohheit setzen mich in Verlegenheit“, erwiderte ich. „Mrs. Goelet hat mich gebeten, mit Rücksicht auf Ihren fürstlichen Rang Ihnen nur Sachen ... für junge Mädchen zu singen.“ Der Prinz lachte so laut, daß ringsum alles mit einmal still wurde; und diese Situation benutzte er, um zu erklären, er bitte um Erlaubnis, die Lieder vorschlagen zu dürfen, die er gern von mir hören möchte. Freudig stimmte man ihm bei, er lehnte sich ans Klavier und bat sich die Chansons meines Repertoires aus, die am meisten Pariser Esprit hatten.

Der Prinz besaß echten Humor und eine bezaubernde natürliche Anmut; er war ein wahrer Grandseigneur; in charmanter Art ließ er mich wissen, es sei für ihn ein „unvergesslicher“ Abend. — „Was kann ich für Sie tun, mein Fräulein?“ — „Mich protegiere, Hohheit, wenn ich in der nächsten Saison zum erstenmal in London gastiere.“ — „Versteht sich! Aber dann müssen Sie im Empire auftreten, damit ich in Ihre Premiere komme“, und er setzte hinzu: „das Empire, ein Etablissement ersten Ranges, verteilt 14 Prozent an seine Aktionäre!“ Ich mußte lachen über sein Verständnis für das „business“, und als ich dann fragte: „Wie kann ein Prinz sich um Geld kümmern?“ antwortete er belustigt: „Man braucht viel, um es zu verlieren.“ Er soll damals im Spiel viel verloren haben.

Von diesem Abend an bezeugte mir der Prinz von Wales ein Interesse, das nie nachgelassen hat. Als ich sechs Monate später in London debütierte, bat er den berühmten Komponisten Arthur Sullivan, mir zu Ehren einen Empfang zu veranstalten,

zu dem die Damen des Hofes eingeladen wurden; der Herzog von Connaught und der Herzog von Cambridge waren auch geladen.

Ich saß beim Diner zur Rechten des Prinzen von Wales; auf der andern Seite hatte ich den österreichischen Gesandten, dessen Namen mir entfallen ist, er hatte einen teuflischen Esprit! Mit kalter Ironie mollierte er sich über alle Leute am Tisch. Ich hatte entsetzlich Angst, der Prinz könne seine satirischen Worte hören. Er sagte von dem Prinzen: „Die Kunst liebt er gar nicht, er hat's immer nur mit Geldleuten zu tun ... Die Goulue, die Tänzerin vom Moulin Rouge düzt ihn (Das bezog sich wohl auf einen Vorfall im Jardin de Paris, wo am Abend nach dem Grand Prix der Prinz von Wales die berühmten Tänzerinnen, die Goulue und die Rome Fromage, tanzten sah. Die Goulue erkannte ihn, musterte ihn genau ... und überflutet vom Spitzschäum ihrer Jupons, das Wein hoch in der Luft, rief sie ihm zu: „Hallo, Wales, du zahlst uns doch Champagner?“ Was dann der Prinz mit dem größten Vergnügen tat.) — „Er versteht mit den großen amerikanischen Geldsäcken“, fuhr der Österreicher fort. Bei den letzten Worten sah der Prinz zu ihm herüber, der Gesandte schaute ihm in die Augen und sagte mit der größten Ruhe: „Ja, Hohheit, ich sagte gerade zu Fräulein Guilbert, wie sehr Eure Hohheit Frankreich mit seinen Künstlern und seinen Weinen liebt und wie populär Hohheit in Frankreich sind.“ Der Prinz lächelte und nickte dankend.

Mich empörte das heuchlerische Benehmen des Diplomaten. Nach Tisch wurde dann musiziert. Sullivan setzte sich ans Klavier. Letty Lind (die damals in London sehr beliebt war) sang oder vielmehr flüsterte ein englisches Lied und tanzte dazu. Sie war entzückend, klein und schmal, sah reizend und fein aus in ihrem rotblonden Haar. Dann produzierte sich zu meiner Überraschung ein „Pfeifer“, die neueste Attraktion einer großen Londoner Musikhall. Und der Prinz von Wales und der Herzog von Connaught fingen dann selbst an zu pfeifen.

Das kam mir recht seltsam vor, ich habe es nicht vergessen. Nachdem ich über eine Stunde gesungen hatte, sprach der Prinz von Wales mir von neuem seinen Wunsch aus, mich weiterhin zu protegiere.

„So versprechen Sie mir, Hohheit“, sagte ich, „in der nächsten Saison mit dem Hof in das Palace-Theater zu kommen, ich bin dort engagiert, und das würde das Prestige meiner Vorstellungen heben.“

„With great pleasure“, antwortete der Prinz. „Lassen Sie mich rechtzeitig wissen, wann Sie kommen.“

Er hielt Wort. In der Zeit meines Engagements am Londoner Palace war einen Abend die ganze große königliche Loge besetzt.

Viele Jahre später habe ich dann den König Eduard VII. in Marienbad im Kreise großer Damen wiedergesehen: Mrs. Hall-Waller, Lady Cunard und Marquise von Ganay. Im Hotel Weimar, wo der König abgestiegen war, wurde ein Lunch gegeben. Nach Tisch bat Seine Majestät mich zu singen. Damals hatte ich in mein Repertoire alte englische Lieder aufgenommen (die ich englisch vortrug); der König fragte mich erfreut, wo ich diese reizenden Sachen gefunden habe. „Majestät“, sagte ich, „schon der Titel des kleinen Buches ist ein Fund: Bills to purge melancholy“. Das machte dem König großes Vergnügen und er schlug mir vor, mich an den Hof rufen zu lassen, um sie vor der Königin zu singen. Einige Monate später habe ich sie dann tatsächlich in Buckingham Palace gesungen.

Die Königin war in Vila und trug als einzigen Schmuck ein „Gundehalsband“ aus Perlen als Kragenabschluß des Kleides. Sehr schlant, sehr trocken, hatte sie doch etwas ausgesprochen Gräßliches. Sie machte mir über meine Art, pilante Dinge in Ton einer „Grande dame“, das war ihr Ausdruck, zu sagen, Komplimente. Aber ich bekam keine Blume, nicht einmal ein kleines „Souvenir“, wie es sonst bei Hofe üblich war.

Als ich gelegentlich dem König Eduard, den ich wieder in Marienbad traf, mein Erstaunen darüber ausdrückte, schüttelte er sich vor Lachen und meinte: „Wenn die Ehemänner verschwinden, sind die Frauen sparsam!“

Nach Tripolis.

Von Lisa Nidel.

Im Expresszug. Er rollt Sizilien zu. Rom, die Stadt vergangener Weltbeherrschung, Hochburg einer verweltlichten Religion, erwacht aus jahrhundertlangem Schlaf durch den Faschismus, bleibt hinter uns liegen. Für eine Weile begleiten uns noch vertraute Bilder: Die Schirmpläne der Via Appia, der Gräberstraße. Die riesig wirkenden Aquädukte, hier als Riesenskelette auf fruchtlosem Felde stehend, dort von Bäumen fast überwachsen, ziehen sich dem Albanergebirge zu, welches Rom mit Wasser speist.

Mächtig und mächtig verändert sich die Gegend, wird rauher und wilder. Hügel heben sich aus den Feldern der Campagna, mit Sträuchern dicht bewachsen, und je höher der Zug steigt,

se unwirklicher wird die Gegend. Pferde, Rinder und Ziegen weiden darin in einer herrlich ungebundenen Freiheit. Dahinter, düster und drohend hebt sich das Vorgebirge der Apenninen. Hinab nach Neapel, der Campagna Felix zu, wo die Ostgoten ihre letzte Schlacht schlugen, gleitet der Zug. Es wird Nacht. An den Bergwänden flimmern wie Visionen Lichter von Hügelskärten, eng zusammengebaut, zusammengebrückt wie ein Räuberneß. In wild gezackten Wolken steht der Mond und der Rand der Berge zeichnet sich dunkel und schmal gegen den helleren Himmel ab. Am nächsten Morgen sind wir in Kalabrien, das unkultivierteste Land Italiens, das die schönsten Wälder und die größten Räuber hat. Jedenfalls früher hatte. Vielleicht liegt das noch seit den Sarazenen- und Normannenzeiten im Blut und das unbändige Freiheitsgefühl jener kriegerischen Eroberer, die sich dann mit der Bevölkerung vermischten, kann immer noch nicht zur Ruhe kommen...

Aus dunkler, fruchtbarer Erde bricht der nackte Fels mit erschreckender Gewalt hervor, Kalksteine ziehen sich über tiefdurchfurchte Felser, von wilden Schluchten und fahnen Bränden unterbrochen. Der Zug aber fährt am Ufer eines unwirklich blauen Meeres, an dessen zerklüfteten Felsen goldbleichende Ginkgosträucher hängen, weißer Schleiborn blüht, und plötzlich wechselt alles mit Weinbau, Mais und Korn.

Obelisk bilden ganze Wälder. Wilde Pelagorien blühen, wo Kalksteine ihre phantastischen Arme verschlingen und der alte Feigenbaum seine frühgrünen Blätter breitet.

Von Zeit zu Zeit ein halb verfallener Turm, noch aus dem Mittelalter. Steilragende Felsen springen jäh ins Meer vor, wechseln mit flachem Strande, der breit und weißgelblich zurückschleicht und auf den Olivenhainen langsam herniedergleiten.

Endlich in Villa San Giovanni. Der Zug hält, um auf die Fähre verladen zu werden. Im strahlenden Sonnenschein liegt drüben Sizilien, durch das Meer getrennt, dessen wellige, scharf gezackte Berggestänge sich malerisch gegen einen leicht bewölkten Himmel abheben. Sizilien, auf das sich die Hand der Hohenräusen legte, Zankapfel deutscher Kaiser und Päpste!

Langsam fährt der Zug auf die Fähre. Nach 20 Minuten sind wir in Messina, die von Erdbeben so oft heimgesuchte Stadt, von hohen, düsteren Bergen eingeschlossen. Und weiter am Meere entlang geht die Fahrt, endlose Zitronengärten fliegen vorbei, nur unterbrochen von Feigenbäumen und Weinplantagen.

Der Himmel hat sich bewölkt, es regnet. Die Landschaft wird rau und unwirklich. Vom Regen ausgewaschener Fels, alt und verwittert, nur teilweise von humusarmer Erde bedeckt, auf der hirschartiges Gras wächst. Und nahe den steilen, ausgehöhlten Felsen donnert das Meer und nagt sich immer weiter ins Gestein hinein. Endlich Sirakusa, die alte Handelsstadt der Griechen, in der Achilleus seinen Tod fand.

Es war schon Nacht, als der Dampfer „Solunto“ in die offene See hinausfuhr, mich nach Tripolis zu bringen. Die Lichter von Sirakusa schimmerten als langer Abschiedsgruß...

Vom Brenner war ich gekommen, Rom hatte ich berührt, Siziliens Küste lag hinter mir und die ganze Fahrt schien mir ein Traum zu sein, als ich am fünften Tage in Tripolis landete.

Die Bieruppe aus Maibock.

Von Wilhelm v. Hebra.

Im Wirtshaus zu Hinterstoisfenwald sitzen beisammen: Hans Hub, ein Schriftsteller; der aufgeregte Silzenfauer, ein Bauer; der bedächtige und abwägende Korbinian Ramoser, Gutsverwalter und Ökonomierat; der sehr langsame, sehr nachdenkliche, grüblerische Dorfboie Kaspar.

Korbinian: „Sagns ma, Herr Hub, wann fangs denn an zu klemmen?“

Hub: „Gestern.“

Korbinian: „Sans die ganz Zeit in Berlin awest?“

Hub: „Ja, mehr als drei Monate!“

Korbinian: „Da hams Zeit ghabt, höchste Zeit hams ghabt, daß zu klemmen san, sunst hädns oan verseimt, den Maibock.“

Kaspar: „Sagns, is wahr, daß in Berlin a Bieruppn essen?“

Silzenfauer: „A, geh, a so was tos do gar net gebn, so blöd is do kaner net, daß er a Bier einschütt ind Suppn, statt daß ers a so faust, was do so gut schmeckt.“

Hub: „Doch, Bieruppe wird in Berlin häufig gegessen.“

Silzenfauer: „Da schütt ma wirklich a ganz a richtiges Bier ind Suppn ein?“

Hub: „Ja.“

Kaspar: „Dös wird halt a so a Berliner Bier sei.“

Silzenfauer: „Natirli, so a Berliner Göff, um dös is es net schad.“

Korbinian: „A Bier is do und schad is do.“

Silzenfauer: „A, da hams ja sei Malz drin in dem Bier, und kan Hopfn a net.“

Hub: „Es gibt auch Feinschmecker, die nehmen für die Bieruppe nicht Berliner Bier, sondern echtes Löwenbräu.“

Korbinian: „Ind Suppn ein?“

Silzenfauer: „Gibts dös a?“

Hub: „Und einmal bekam ich im Hause eines reichen Bankdirektors eine Bieruppe, die war aus echtem Maibock gemacht.“

Silzenfauer: „Herrgott satra, ausm echtn Maibock!“

Korbinian: „I hätt net glaubt, daß a so was eschehn so.“

Silzenfauer: „An Maibock ind Suppn ein!“

Korbinian: „Bals net der Herr Hub selbst wär, der wos erzählt, i täts net glaubn.“

Silzenfauer: „Kaspar, was sagst denn du dazu?“

Kaspar: „I?“

Silzenfauer: „Ja, du.“

Kaspar: „Was i moan?“

Silzenfauer: „Ja, was du moanst.“

Kaspar: „Zur Bieruppn?“

Silzenfauer: „Ja, zur Bieruppn.“

Korbinian: „I tät a gern wißn, was du dazu sagst, zu dera Bieruppn ausm Maibock!“

Silzenfauer: „Du bist do so a Füllhoff, der wo imma umananddenkt.“

Korbinian: „Alsder, sag, Kaspar, wasd moanst.“

Kaspar: „I, i moan, die Preissn, die ham halt fane Ideale net.“

Welt u. Wissen

Die Schüler als Zeitungsleser. Die Frage, ob die Zeitung beim Schulunterricht verwertet werden soll, wird jetzt viel erörtert. Jeder wird sie befehlen müssen, der die Ergebnisse einer Umfrage berücksichtigt, die das Berliner Institut für Zeitungskunde bei 100 000 Jugendlichen veranstaltet hat. Wie Dr. Münster nach dem Zeitungs-Verlag in einem vorläufigen Bericht, dem 5000 bisher bearbeitete Fragebogen zugrunde liegen, mitteilte, zeigte sich ein überraschender Umfang der Zeitungsleserschaft bei der Jugend aller Schichten und Altersklassen im Deutschen Reich. Von den rund 2000 höheren Schülern Berlins zwischen 12 und 18 Jahren, deren Antworten berücksichtigt wurden, gaben nur 27 an, daß sie überhaupt keine Zeitung lesen. 1356 betreiben regelmäßig die Zeitungsleserschaft und lesen sogar in der Mehrzahl mehrere Zeitungen, viele Blätter verschiedener Richtung. 1215 aller Schüler lesen die Zeitung, die in der Familie gehalten wird, regelmäßig, 437 orientieren sich dauernd aus anderen Zeitungen als denen des Elternhauses, 808 gelegentlich. Am meisten bevorzugt werden von den männlichen Schülern die Sparten, die Politik, Sport, Technik, Unfälle und Unterhaltendes behandeln. Auch die Schülerinnen der höheren Lehranstalten Berlins, von denen bisher etwa 1000 Antworten vorliegen, gaben größtenteils an, eifrige Zeitungsleserinnen zu sein; nur 11 sehen überhaupt nicht in die Zeitung. 434 Schülerinnen unterrichten sich aus Blättern verschiedener Richtungen. Im allgemeinen aber lesen die Mädchen die Zeitung weniger regelmäßig als die Knaben. Andere Zeitungen als die des Elternhauses lesen 117 Schülerinnen regelmäßig und 429 gelegentlich. Die Lieblingsgattungen der jugendlichen Weiblichkeit in der Zeitung beziehen sich auf Sport, Politik, Unfälle, Unterhaltendes und Reiseberichte. Danach scheint also die weit verbreitete Ansicht, daß die jungen Damen sich vorwiegend für Romane und Heiratsanzeigen interessieren, nicht den Tatsachen zu entsprechen. Jedenfalls wird das Gesamtergebnis, das im Herbst in einem Buche „Jugend und Presse“ veröffentlicht werden soll, beweisen, daß der weitaus größte Teil der Jugendlichen außerhalb der Schule Zeitungen liest, und diese Tatsache wird auch die Schule zwingen, sich eingehender als bisher mit der Zeitung zu befassen.

Scherz und Spott

Zarter Hinweis.

„Was schneidest Du denn aus der Zeitung?“ „Den Bericht von einem Mann in Kalifornien, der eine Scheidung durchsetzte, weil seine Frau über seine Taschen ging.“ „Und was willst Du damit anfangen?“ „Ich in meine Tasche stecken.“